Gedanken zum Adventsonntag 2A Jes 11,1–10

Das Buch Jesaja berichtet von einem paradiesischen Zustand:
„Kalb und Löwe weiden zusammen, ein kleiner Junge leitet sie. Kuh und Bärin nähren sich zusammen, ihre Jungen liegen beieinander. Der Löwe frisst Stroh wie das Rind. Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter.“ Ich weiß nicht, wie es dir geht – aber in meinem Kopf entstehen beim Hören dieser Zeilen sofort Bilder einer friedvollen Natur, in der ich mich gerne aufhalten möchte.

Das Buch Jesaja, aus dem der Text entstammt, machte viele Heilszusagen. Vorher ist von manchem Unheil die Rede.
Das Buch stellt Gott als souveränen Herrn der Geschichte vor und als Richter, der gegen den Mangel an Recht und Gerechtigkeit zu Gericht ruft – ein Gericht, das aber auch Heil für Israel bedeutet, weil Gott zugunsten seines Volkes eingreift.
Von einem solchen Eingreifen berichtet auch der Text, den wir gerade gehört haben. Zunächst wird dafür der Grund genannt: ein junger Trieb aus dem alten Baumstumpf Isais. Isai war der Vater Davids. Der Grund entstammt also dem Geschlecht Davids. Sodann werden die Eigenschaften dieser Gestalt beschrieben: Der Geist des Herrn ruht auf ihm, er richtet gerecht und entscheidet für die Armen. Im Anschluss werden die Folgen seines Wirkens beschrieben: Die Raubtiere kommen zu ihrer Beute, aber nicht, um sie zu fressen, sondern um dort Schutz zu finden und zusammen zu weiden; es geschieht nichts Böses.

Versuchen wir zunächst, einen Aspekt herauszugreifen und für sich selbst zu betrachten: Ein zentraler Begriff Jesajas – so wollen wir die Autoren nennen, die an dem Buch geschrieben haben – in dieser Stelle ist die Gerechtigkeit. Was das ist, das erklärt er auch gleich: Die Starken orientieren sich an den Schwachen – der Wolf geht zum Lamm und der Panther zum Böcklein! Das Böcklein hat nichts mehr zu befürchten, denn selbst der Löwe frisst Stroh. Doch halt! Hier freilich könnte der Leser misstrauisch werden. Denn eine solche Situation ist unnatürlich. Ein Löwe frisst kein Stroh. Ist Gerechtigkeit etwas Unnatürliches? Keineswegs! Die Gnade unterdrückt die Natur nicht, sondern vollendet sie – das wusste schon Thomas von Aquin. Dieser vielzitierte Gedanke aus der Summa Theologica (hier STh 1,1,8, ad 2), geht freilich noch weiter. So fährt Thomas fort, die Gnade vollende die Natur so, wie auch die natürlichen Neigungen des Willens der übernatürlichen Liebe gehorchen. Damit legt Thomas für uns eine Spur in das Bild Jesajas: Gerechtigkeit und

übernatürliche Liebe sind miteinander verklammert. Das erklärt auch die eschatologische Deutung des Paradies-Bildes, wie sie im Christentum geläufig ist: Es wird am Ende der Zeiten – oder besser nach dem Ende der Zeiten – so sein. Aktuell ist es freilich noch nicht so. Doch das ist kein Grund, die Flinte ins Korn zu werfen, denn das Reich Gottes ist zwar noch fern, aber es ist schon auch da. Gott hat mit seinem Volk schon einen Bund geschlossen, Gott hat seinen Sohn als Inkarnation der übernatürlichen Liebe schon in die Welt gesandt. Wir können uns also nicht auf die Eschatologie rausreden. Entscheidend ist, wie wir uns schon heute zur übernatürlichen Liebe verhalten. Doch ist es nicht unangemessen, davon zu sprechen – wie Thomas es tut –, der übernatürlichen Liebe – „caritas“ im lateinischen Original – zu gehorchen? Das klingt so nach Zwang. Auch hier antwortet Thomas: Das Ziel des geistlichen Lebens sei es, dass der Mensch mit Gott geeint werden, was durch die Liebe geschehe (STh II-II, 44,1). Das verweist auf die zweifache Dimension der Paradies-Vision des Jesaja: Sie geschieht im Inneren des Menschen durch die Gottesbegegnung und im Äußeren, in dem wir vollziehen, was wir im Inneren erfahren haben.

Das führt uns zum Bild zurück, mit dem wir begonnen haben: dem Bild des friedvollen Südseestrandes. Der römische Philosoph Seneca erklärte – frei übersetzt: Du kannst deinen Problemen durch Reisen nicht entkommen, du nimmst dich ja selbst immer mit (Sen.epist. 28). Wir nehmen viel Energie auf uns, paradiesische Orte zu besuchen. Dabei beginnt alles damit, den paradiesischen Ort in uns selbst zu schaffen und ihn dann nach außen zu tragen. Wie das möglich ist, hat uns Jesaja glücklicherweise heute prägnant zusammengefasst: Richte nicht nach dem Augenschein und nach dem Hörensagen entscheide nicht, sondern richte die Geringen in Gerechtigkeit und entscheide für die Armen des Landes, wie es recht ist. Indem Jesaja auf diese Aufforderung eine Vision folgen lässt, ermutigt er uns. Finden wir das Paradies in uns.